

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 11

Artikel: Ich heiratete einen Ausländer : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich heiratete einen Ausländer



Antworten auf unsere Rundfrage

Der Glasglocken-Schweizer

An der Landesausstellung war seinerzeit eine plastische Heiratsstatistik zu sehen. Über jedes achte Ehepaar war eine Glasglocke gestülpt. Jene Figuren unter der Glasglocke waren Schweizer Männer, die eine Ausländerin geheiratet hatten. Mit einem vorwurfsvollen Unterton wurden sie «Glasglocken-Schweizer» genannt. Ich gehöre auch zu jenen Abtrünnigen; denn ich habe eine Holländerin zur Frau. Aber ich muß gestehen, daß ich mich sehr wohl fühle unter der Glashäube. Die Holländerinnen scheinen mir nämlich verschiedene Eigenschaften zu haben, die ich bei den Schweizerinnen immer vermißt habe.

Sie sind zwar nicht so atemraubend tüchtig wie die Schweizer Frauen. Sie nehmen die haushaltlichen Pflichten etwas gelassener und bekommen kein schlechtes Gewissen, wenn sie einmal untertags ein Buch lesen. Aber sie haben mehr Zeit zum Leben und mehr Zeit für andere.

Die Holländerinnen führen ein sehr gastliches Haus. Unangemeldete Besuche — und wenn es nachts um 10 Uhr ist — können sie nicht aus dem Konzept bringen. Die Teekanne ist immer bereit und ein paar Gutzli auch — und mehr verlangen die überraschenden Gäste ja nicht. Man braucht schließlich nicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu beweisen,

daß man gut kochen kann. Dafür ist es gemütlich und ungezwungen, und die Gäste haben nie das unangenehme Gefühl, daß das Familienleben ihretwegen aus den Fugen geraten ist.

Etwas vor allem schätze ich bei meiner Frau: die Gabe zum Improvisieren. Diese Gabe ist, so behauptet ich, bei den Schweizerinnen etwas verkümmert. Es muß in unserm Lande eben alles nett und absolut einwandfrei sein, koste es, was es wolle. Ich habe in Holland oft gestaunt, mit wie wenig Geld ein junges Paar ein sehr gemütliches und originelles Heim hervorgezaubert hat. Freilich, bei einer kritischen Inspektion durch schweizerische Onkeln und Tanten würden diese Wohnungen nicht gut abschneiden, sie würden denn doch zuwenig «vorstellen». Mir scheint, daß die Schweizerinnen irgendwo eine geheime Angst hegen, ihre Aussteuer könnte Nasenrumpfen erregen, weil sie zu wenig repräsentiert. Und um diesem vernichtenden Urteil vorzubeugen, verzichten sie vorsichtshalber aufs Improvisieren und kaufen mit viel Geld eine fixfertige Aussteuer aus dem Schaufenster des Möbelhauses.

Wie gesagt, ich bin froh, daß meine Frau von dieser Angst nicht geplagt ist. Ich bin auch froh, daß sie nicht unglücklich ist, wenn sie nicht alle neuesten Haushaltmaschinen besitzt. Die Holländerinnen sind nicht so ver-

wöhnt und darum viel eher bereit, Komfort gegen Romantik einzutauschen.

Aber nicht überall ist die Holländerin anspruchsloser als die Schweizerin. Was ihre Rechte anbetrifft zum Beispiel, ganz und gar nicht. Sie kann es nicht begreifen, daß sich viele Schweizerinnen damit abfinden, daß sie der Mann Abend für Abend strümpfestopfend zu Hause sitzen läßt. Ihre Devise lautet: «Was dem Manne recht, ist der Frau billig.» Dieser Standpunkt ist vielleicht hie und da für den Mann etwas unbequem; aber er ist doch der Schlüssel zu einem interessanten Zusammenleben.

Ich blieb, was ich war

Seit sieben Jahren bin ich Witwe. Mein Vater war mit seinen drei Töchtern von Großbritannien nach Kanada ausgewandert, unter anderem, weil wir als Lehrerinnen zu Hause kaum Arbeit gefunden hätten. In Kanada bestand aber damals Lehrerinnenmangel. In dem Hause, das wir bewohnten, war ein junger Schweizer Ingenieur zu Miete. Er fühlte sich einsam und war deshalb wohl froh, Anschluß an uns Schwestern zu finden. Der schüchterne, etwas hölzerne, aber sehr zielbewußte und ernsthafte junge Schweizer war bald der Liebling von uns vier, vor allem aber schloß ich ihn in mein Herz. Die Zuneigung muß gegenseitig gewesen sein; denn nach wenigen Wochen fragte er mich, ob ich ihn heiraten wolle, und sobald er mein Jawort hatte, sprach er formell bei meinem Vater vor. Dieser mochte den ernsthaften jungen Mann gut. Besonders Eindruck machte ihm, wie der Bewerber, ohne befragt zu werden, sachlich seine Familienverhältnisse, seinen gegenwärtigen Einkommensstand und seine Zukunftsaussichten darlegte.

Die ersten zwei Jahre lebten wir in Kanada, dann verlor mein Mann seine Stelle, und es bestand auf längere Zeit keine Wahrscheinlichkeit, eine solche zu finden. Sollten wir mit unserm Büblein hier bleiben, nur auf meinen Verdienst angewiesen, oder aber in die Heimat meines Mannes zurückkehren? Mir hätte es nichts ausgemacht, zeitweise die alleinige Verdienerin zu sein; aber ich trug auch keinerlei Bedenken, meinem Mann in die Schweiz zu folgen. Das letztere schien mir eher besser, weil mein Mann unter seiner Untätigkeit sichtlich litt.

So haben wir uns in der Schweiz nieder-

gelassen. Da mein Mann auch hier keine Stellung fand, bestritt der Schwiegervater unsern Unterhalt. Ich versuchte mitzuhelfen, indem ich Unterricht in Englisch erteilte. Nach ungefähr einem Jahre bekam mein Mann Arbeit, und seither haben wir wirkliche finanzielle Sorgen nicht mehr gekannt.

Die Schwierigkeiten lagen anderswo. Erst mit der Zeit wurde mir, und sicher auch meinem Mann, bewußt, wie sehr sich eine Britin von einer Schweizerin unterscheidet. In der Schweiz wird der Spruch «My home is my castle» als Ausdruck englischer Mentalität viel gebraucht. Es stimmt, dem Engländer bedeutet sein Heim viel, aber nicht auf die gleiche Weise wie dem Schweizer. Dem Engländer ist wichtig, daß in seinem Heim niemand dareinzureden hat. Der Schweizer legt mehr Gewicht darauf, daß sein Heim so etwas wie ein Schmuckkästchen ist, das man jedermann jederzeit zur Inspektion vorführen kann. Eine Hausfrau in diesem Sinne konnte ich nicht werden. Mich hat es nie gestört, wenn ungeputzte Schuhe im Hausgang standen oder wenn in den Schlafzimmern nicht alle Kleider ordentlich im Schrank hingen. Meinen Mann muß, auch wenn er es mir nicht sagte, dieser Unterschied zwischen mir und einer Schweizer Hausfrau gestört haben. Am stärksten hatte ich diesen Eindruck jeweilen nach dem Besuch meiner Schwiegereltern, von Schwägern und Schwägerinnen.

Wir sprachen zu Hause Englisch, für mich war das mehr oder weniger selbstverständlich, und auch meinem Manne schien es, wenigstens in den ersten Jahren, das Gegebene. Allerdings habe ich auf diese Weise nie richtig Schweizerdeutsch gelernt, nicht einmal von meinen Kindern. Dadurch wurde mein Mann von seinen Schweizer Freunden wohl etwas isoliert. Ich empfand das weniger, weil ich mit der Zeit Anschluß an einen ziemlich ausgedehnten britischen Damenkreis fand.

Die schwerwiegendsten Meinungsverschiedenheiten zwischen meinem Mann und mir bezogen sich auf Erziehungsfragen. Vor allem war es meinem Mann unverständlich, mit wie wenig Ernst ich mich der Schulaufgaben der Kinder annahm, besonders in den Mittelschuljahren. Sowohl mein Sohn wie meine Tochter konnten denn auch die Mittelschule nicht beenden. Mein Sohn ging in den kaufmännischen Beruf über, meine Tochter in das Kunsterwerbe. Mir schien das kein Unglück. Ich

konnte beim besten Willen nicht einsehen, wieso die Kinder unter Schweiß und Tränen zu nächtlichen Schularbeiten gezwungen werden sollten, wenn sie doch offenbar keine Anlagen hatten, Gelehrte zu werden. Aber mein Mann hat es nie richtig verschmerzt, daß nicht wenigstens sein Sohn Akademiker geworden ist. Vielleicht würde er es auch heute noch bedauern, obschon unser Sohn seinen Weg gemacht hat, wenn auch nicht in der Schweiz.

Mein Mann hat mich genommen, wie ich bin. Trotz allen unsrern Verschiedenheiten hat er nicht ein einzigesmal angedeutet, daß er mit einer Schweizerin besser gefahren wäre. Von mir aus gesehen, war unsere Ehe glücklich. Aber manchmal, wenn ich mir die Vergangenheit durch den Kopf gehen lasse, taucht mir die Frage auf, ob mein Mann mit einer Schweizerin nicht doch glücklicher gewesen wäre. In der letzten Zeit seines Lebens war er recht einsam. Ob nicht vielleicht ein Teil der Schuld an seiner Frau lag, die auch als Schweizerin Britin geblieben ist?

Uns ist die Phantasie bei dem Abenteuer, das ein Leben lang dauert, nicht ausgegangen

Als ich die Schweiz verließ, um nach Afrika auszuwandern, war ich 19 Jahre alt; als ich zurückkehrte 45. Wenn man nach so langer Zeit heimkommt, hat man das Gefühl, man komme vom Mond her. Die ältern Jahrgänge der Bekannten sind gestorben, die Jugendkameraden sind settled.

Ein Mann, wenn er reüssiert hat, findet allerdings bald den gesellschaftlichen Anschluß. Die ehemaligen Jugendfreunde luden mich in ihre Familien ein, und es fehlte nicht an Versuchen, besonders von seiten ihrer Gattinnen, mir eine passende Frau zu verschaffen. Bei diesen Einladungen befahl mich immer eine Langeweile, die meine Lebensgeister lähmte. Die Gespräche über ein Theaterstück, über Krankheiten, über soziale Einrichtungen, die man mit den jungen Frauen führte, alles schien mir so mühsam. Auf alle Fälle fehlte mir jenes Grain de folie, das es braucht, um den großen Schritt zu wagen. — Und ich habe den großen Schritt doch getan, sogar einen größern als manche Leute. Meine Frau ist Negerin. Sie ist also eine gebürtige Ausländerin im wahren Sinne. Ich habe sie nicht etwa aus Afrika mitgebracht, sie stammt aus den Antillen, und wir sprechen Französisch miteinander. Ich lernte sie in der Schweiz kennen, und zwar

bei der klassischen Gelegenheit, bei einer Hochzeit. Ich kann nicht einmal sagen, daß es Liebe auf den ersten Blick war, aber Sympathie. Ihr schöner Gang, ihr Lachen gefielen mir, und da ich eine Haushälterin suchte, kam sie zu mir, und in kurzer Zeit heirateten wir devant Monsieur le maire und Monsieur le curé; denn meine Frau ist Christin. Das gibt eine gute Grundlage. Das Hauptproblem blieb uns erspart. Wir haben keine Nachkommen. Im übrigen hatten wir mancherlei Schwierigkeiten; denn die Leute hier, auch die gereisten und gewesten, sind nicht so broad-minded, wie sie sich oft gebärden. Zwar kann man mit meiner Frau über mancherlei reden — sie lebte eine Zeitlang in Paris —, aber in der Schweizer Geschichte ist sie nicht sehr bewandert; sie kann auch keine Rösti machen. Unter ihren hiesigen Geschlechtsgenossinnen wirkte sie wie eine exotische Blume, zu auffallend. Die Leute drehten überall die Köpfe. Meine Frau liebt die Farben. Eine Zeitlang kleidete sie sich diskret, das heißt wie die andern; aber es sah aus, als ob man einem Paradiesvogel einen Kartoffelsack übergeworfen hätte. Irgendwo schimmerte noch eine zerdrückte Goldfeder durch, es war traurig zu sehen. — Man wollte sie auch beschäftigen. «Was tut sie den ganzen Tag?» Da waren Kurse über Kinderpsychologie, Vorträge über Funde in Pharaonengräbern und Säuglings- und neuzeitliche Ernährung im allgemeinen. Doch was wollte ich meine Frau damit quälen! Es ergab sich ganz von selbst, daß wir nach und nach zurückgezogener lebten. Meine Stellung ist unabhängig; ich kann mein Privatleben einrichten, wie ich will.

Wir sind über 20 Jahre verheiratet, und meine Frau hat sich nicht verändert, «akklimatisiert», wie man sagt. Sie kann also immer noch keine richtige Rösti machen; aber sie kocht wunderbar. Wenn der Duft des Malanga in meine Nase steigt, durchströmt mich immer noch ein Glücksgefühl. Meine Frau ist nicht sportlich. Früher liebte ich es, Touren zu machen und Wanderungen, ich bin Naturfreund. Meine Frau ist weniger schlank als zur Zeit unserer Eheschließung, und längeres Marschieren macht ihr Mühe. So ziehen wir es statt dessen vor, auf unserer gedeckten Terrasse zu liegen. Meine Frau hat ausgesprochene Freude an Défilés. Uniformen und Musik gefallen ihr wie den meisten Frauen. Aber ihre Freude ist von keiner patriotischen Tendenz

untermauert. Wir leben ganz für uns. Die paar Freunde, die uns regelmäßig besuchen, sind in der Mehrzahl Junggesellen. Wir spielen Karten zusammen oder reden über das, was uns interessiert. Meine Frau kann und will auch nicht mitreden. Sie hat nicht die berühmten Minderwertigkeitskomplexe der europäischen Frauen. Sie hat ein paar Bekannte von früher her, die sie gerne besucht und welche auswärts wohnen. Reisen macht ihr Freude. Immer, wenn ich heimkomme, lacht sie ihr herzliches, schönes Lachen. Immer noch, nach über 20 Jahren. Das ist nicht wenig!

Soll man, darf man eine Ausländerin heiraten? «Hüraat über de Mischt, so waischt, wer sie isch!» scheint mir ein oberflächlicher Rat zu sein. Jede Heirat ist ein Risiko. Auch wenn Nachbarskinder heiraten, ist es eines. Die Liebe, oder nennen wir es Verliebtheit, um den Pedanten unter den Lesern entgegenzukommen, die Verliebtheit also regt besonders unsere Phantasie an. Wir sehen nicht nur den andern, sondern hauptsächlich uns selber in neuem Licht. Die Hauptsache scheint mir, daß uns die Phantasie nicht ausgeht bei diesem Abenteuer, das ein Leben lang dauern soll.

Die Verhältnisse sind stärker als die Menschen

Als ich im Jahre 1926 Schweizer Generalkonsul in Bombay wurde, habe ich manches tragische Schicksal von Schweizerinnen erlebt. Indien war damals noch eine englische Kolonie, und die Engländer waren prinzipiell gegen Mischehen eingestellt, eine Stellungnahme, die sich heute noch als richtig erweist.

Gegen die Inder habe ich sicherlich nichts einzuwenden; denn ich verkehrte viel mit Hindus, Mohammedanern und Parsis, und ich schätze diese Menschen auch heute noch hoch ein.

Was ich gegen Mischehen einzuwenden habe, sind die ganz verschiedenen Verhältnisse dort. In der Hindu-Familie dominiert vor allem die Großmutter und die Mutter eines jungen Mannes, und die Familie ist eine Gemeinschaft, die sehr stark an den alten Gewohnheiten und Gebräuchen festhält. Meist wird ein Sohn aus der Familie ausgestoßen, wenn er eine Weiße heiratet, und darunter hat in erster Linie die Frau zu leiden.

Die Verhältnisse in Indien sind für eine Schweizerin in einer indischen Familie fast untragbar, auch wenn sie in eine höhere Kaste hineinkommen sollte. Die sanitären und kli-

matischen Verhältnisse sind derart, daß eine Schweizerin dies nicht aushalten könnte, soviel sie sich auch anstrengen würde.

Wenn ein junger Inder (Hindu, Mohammedaner oder Parsi) in die Schweiz zum Studium kommt und hier einige Jahre lebt, so gewöhnt er sich rasch an die hiesigen Verhältnisse. Meist ist der Inder dann schon einmal verheiratet; denn meistens werden die Ehen geschlossen, wenn er noch Knabe war, und er hat noch nie mit seiner Frau zusammengelebt. Es kann dann vorkommen, daß er sich hier verliebt und heiratet, ohne daß die junge Frau etwas von den Verhältnissen in Indien weiß.

Die alten Hindu-Frauen sind hartnäckiger als selbst eine «böse Schwiegermutter» in der Schweiz, und sie verlangen die absolute Unterwürfigkeit der jungen Frau unter die dortigen Verhältnisse, was meist zu einem Bruch der Ehe führt.

Der junge Mann ist nie stark genug, um gegen die Einstellung seiner Familie auftreten zu können, und er selber fügt sich bald wieder in die angeborenen Verhältnisse seiner Familie.

Was für die Schweizerin maßgebend ist, gilt auch für den jungen Schweizer in Indien. Er kann sich nie ganz an die indische Familie angewöhnen, und wenn er eine Inderin heiraten sollte, so wird er Schiffbruch erleiden.

Ich habe vor ein paar Jahren in Zürich auch einen Perser kennen gelernt, der mit einer Zürcherin aus guter Familie verlobt war. Ich hoffe nur, daß die junge Dame das Verhältnis lösen konnte, bevor sie nach Persien ging; denn dort sind die Verhältnisse nicht besser als in Indien.

Was mit Bangigkeit begann, wurde mein Lebensglück

Ich heiratete zwar nicht einen Ausländer, aber einen schweizerisch-japanischen Mischling, der in seinen Wesenszügen manch typisch japanische Eigenart besitzt. Vor unserer Ehe war er mir als schwierige, komplizierte Natur geschildert worden; Verwandte und Bekannte gingen ihm mehr oder weniger aus dem Weg. Er war jünger als ich, nämlich 20 und ich 27, als wir uns kennenlernten. Zu alledem war er bedeutend hübscher als ich, während ich über größere Schulbildung und Arbeitspraxis verfügte; alles war bei uns verkehrt. Ohne Zweifel war es eine gewisse Lebenserfahrung und Mütterlichkeit, die den Andersartigen, innerlich Vereinsamten anzog, und mich wiederum interessierte seine Fremdheit. Seine Werbung

war ungestüm und indignierte meine Eltern sehr, da er ja noch keine Existenz bieten konnte, im Gegenteil eine oder zwei Stellen fast grundlos verlassen hatte. In seiner Arbeitsweise war er östlich-gelassen, er ließ sich zu allem behäbig Zeit. In meinem Bekanntenkreis nannte man es schonungslos Faulheit. Seine Äußerungen hatten oft etwas Schillendes, ans Phantastische Grenzendes. Eine ältere Tante, der ich das klagte, meinte, das werde sich nie ändern lassen, alle Südländer seien so. Einher mit der pressanten Werbung ging bereits eine ausgeprägte Eifersucht. Mein guter Vater schüttelte mißbilligend den Kopf, die Mutter rang die Hände und weinte.

Zeitweise war auch ich nicht sicher, ob ich mich in meinen bereits ältlichen Tagen nicht noch ins Unheil stürze. Es sah ja auch alles bedenklich aus. Alles? Nein! Ich genoß in dieser bangen Zeit manch glückseliges Fährchen mit meinem Liebsten, mit Bahn oder Velo, dem schönen Zürichsee entlang. Ich sah, daß er genügsam war und wie fürsorglich er diese anspruchslosen Fährchen vorbereitete, so daß wir doch an unserm Sitzplatz hoch überm Zürichsee alles Nötige zur Bequemlich-

keit hatten und nicht einkehren mußten. Wie in Watte gebettet kam ich mir vor, nachdem ich bis jetzt stets für mich selber gedacht und gesorgt hatte. Stolz errötend stellte er mich Bekannten vor, obschon mit mir nicht viel Staat zu machen war. Wenn ihm ein anderes Mädchen Augen machte — was ihm wegen seiner etwas aparten Haar-, Augen- und Teintfarbe nicht einmal selten passierte —, so konnte ihn das sehr aufbringen. Für Anstand und Schicklichkeit bemerkte ich an ihm ein sehr feines Empfinden. Dies und seine ausgesprochene, angeborene Ritterlichkeit verfehlten seine Wirkung selbst auf meine Eltern nicht. Beides sind noch jetzt Hauptstützen unserer Ehe. Auf einen weitern, ausgesprochen japanischen Wesenszug will ich noch hinweisen: äußerste körperliche Sauberkeit.

Nun, wir haben geheiratet, und ich habe es nie bereut. Die ungünstigen Eigenschaften sind heute stark gemildert, oder ich habe mehr Verständnis für sie gewonnen, so z. B. für die gelassene Arbeitsweise, die auch ihre Vorteile hat. Immerhin, ich muß ab und zu auch ein Auge zudrücken können, so wie er es mir gegenüber tut. Die günstigen Eigenschaften

Schweizerische Anekdoten



Es war während der Grenzbesetzung 1914—1918.

Berner Truppen waren in Basel. Eine Kompanie hatte in einem Schulhaus Kantonnement. Sonntag nachmittags war Ausgang. Um 17 Uhr Hauptappell auf dem Schulplatz. Zwei Füsiliere waren um 16 Uhr 55 noch nicht da. Die Kameraden nahmen ihnen die Tornister und Gewehre auch auf den Platz. Feldweibel und Hauptmann war das Fehlen der zwei Mann nicht bekannt.

Es wurde gemunkelt, der Regimentschef sei im Anrücken zur Inspektion. Die Kameraden der zwei Spätlinge waren etwas nervös, der Zeiger rückte vor. 16.58 gab es Motorlärm. O wetsch, dachten die Kameraden, jetzt haut es die zwei in die Kiste! Der Hauptmann dachte, mit diesem Auto kommt der Regimentschef aber etwas zu früh. Gleichwohl, da gibt es nichts zu überlegen! «Kompanie Achtung steht!» Blick gegen das Auto. Heraus klettern die zwei fehlenden Füsiliere. Das Kommando ertönt: «Kompanie ruhn!» Die zwei Männer waren schnellstens in Reih und Glied, hatten die Säcke aufgenommen und die Gewehre ergriffen. Vom Turme schlug es fünf. Der Appell ging in gewohnter Weise vorbei.

Die ganze Kompanie hatte, ohne laut zu lachen oder auch nur zu lächeln, ein ganz kleines Lustspiel genossen, welches aber nach dem Appell laut belacht wurde. Die Beteiligten denken noch jetzt mit einer gewissen Freude daran.

K. M. in N.

aber wirken sich in unserer Ehe, besonders im Alltag, geradezu segensreich aus. Auf seine kleine Familie ist mein Mann unendlich stolz, als Vater reizend. Wenn schon sein Arbeitsdrang nicht so groß ist wie der eines Durchschnittsschweizers, so nimmt er die Fron auf sich, um der Familie willen, die ihm alles bedeutet, und jeden Abend geht er noch einmal allen Türen und Schlossern genauestens nach, um zu sehen, ob seine Burg nach außen gesichert sei.

Was vor dreizehn Jahren mit Aufregung und Bangigkeit begann, ist mein Lebensglück geworden. Ich bin dankbar, daß ich damals die Gabe besaß, die Tragkraft der günstigeren Charakterzüge meines Mannes richtig einzuschätzen und das Wagnis wider alle bösen Prophezeiungen auf mich zu nehmen.

Die Kluft

Im «Schweizer Spiegel» war vor einigen Jahren vom Leben auf jenem Brautschiff zu lesen, das nach dem Kriege ein paar hundert europäische Gattinnen oder Bräute von amerikanischen Soldaten nach den Vereinigten Staaten brachte.

Ich las jenen Artikel mit besonderem Interesse; denn kurz bevor er erschien, hatte uns meine Schwester verlassen, um ihrem neuangefrauten, amerikanischen Gatten nach Syrakus, im Staate New York, zu folgen.

Bob hatte einen viermonaten Sommerkurs an der Universität Zürich besucht, und auf einem Ausflug ins Kloster Fahr lernten sie sich kennen.

Natürlich wartete die ganze Familie mit Bangen auf die ersten Briefe, und wie erleichtert waren wir, als die Begeisterung über ihren Mann und ihr neues Leben auch nach Monaten nicht versiegte!

Dieses Frühjahr kam Ruth mit ihrem dreijährigen Büblein Bobby für ein paar Wochen in die Schweiz. Sie hat sich niemals über ihre Ehe beklagt, und doch beschäftigt mich ununterbrochen die Frage, ob meine Schwester ihre amerikanische Heirat nicht bereut.

Mein Vater ist Sekundarlehrer, und wir sind ziemlich streng erzogen worden. Wir mußten z. B. tagtäglich punkt halb sieben Uhr im Bette sein. Es war uns nicht erlaubt, Spielsachen ins Wohnzimmer zu nehmen, und die Ehrfurcht vor den Möbeln und Gegenständen unserer Eltern war uns selbstverständlich. Es wurde auf strenge Tischmanieren geachtet.

Was Ruth an Bob so begeistert hatte, waren seine Selbstsicherheit, Ruhe und Fröhlichkeit und sein Optimismus. Sie war sich nicht bewußt, wie grundlegend diese Lebenseinstellung die Erziehungsansichten beeinflußt.

Resultat: In allen Fragen, die den kleinen Bobby betreffen, können sie nicht einig sein. Im einzelnen gesehen, scheinen ihre Differenzen Bagatellen zu sein. In Wirklichkeit handelt es sich aber um eine fast unüberbrückbare Kluft in ihren Erziehungsansichten.

Haben sie zum Beispiel am Abend Gäste und Ruth bringt Bobby um sieben Uhr ins Bett, so holt ihr Gatte den Kleinen um neun Uhr beim kleinsten Tönchen ins Wohnzimmer und läßt ihn, falls Bobby dies wünscht, bis Mitternacht Süßigkeiten schlecken und im Pyjama zu Füßen der Gäste spielen, mit dem Argument: «Wenn er Schlaf braucht, so schläft er morgen um so länger!»

Zur letzten Weihnacht schenkte meine Mutter ihrem amerikanischen Enkelkind ein Kindertischchen. Eines Tages verspürte Bobby den Drang, Nägel hineinzuschlagen. Als meine Schwester ihm Hammer und Nägel wegnehmen wollte, griff aber ihr Mann energisch ein und sagte: «Die Erfüllung des kindlichen Be-tätigungsdranges ist viel wichtiger als das Tischchen.»

Kurz vor der Abreise nach Europa war Bobby von der Idee besessen, einen Hund nachzuhören und sein Essen mit dem Mund aus einem auf dem Boden stehenden Teller zu nehmen. Wiederum bestand mein Schwager darauf, dem Kind seinen Willen zu lassen. «Wird ihm von selbst wieder vergehen!» — Meine Schwester war entsetzt.

Ruth liebt ihren Mann. Von einer Auflösung ihrer Ehe kann keine Rede sein. Dennoch, fürchte ich, ist meine Schwester, der die rechte Erziehung ihrer Kinder etwas vom Wichtigsten in ihrem Leben ist, nicht glücklich.

Wir redeten eine andere Sprache – und merkten es nicht

Es war während meines ersten Aufenthaltes in der Fremde. Ich lebte bei einer befreun-

Foto: A. Hauri

Zeichnendes Licht

deten Schweizer Familie in Alexandria, halb als Gast, halb als Erzieherin. Bei einem geselligen Anlaß lernte ich einen jungen Italiener kennen. Es war eine Liebe auf den ersten Blick. Wir unterhielten uns, da er nicht Deutsch und ich nicht Italienisch verstand, beide gleich mangelhaft auf Französisch.

Ich machte meinen Eltern gegenüber aus meiner Bekanntschaft kein Geheimnis; aber kaum hatte ich davon geschrieben, riefen sie mich nach Hause. Ich mußte meinen Aufenthalt in Ägypten überstürzt abbrechen. Mein Freund kehrte wenig später nach Italien zurück. Wir hielten unsere Beziehungen zwei Jahre lang nur brieflich aufrecht. Unserer Liebe tat das keinen Abbruch, obschon die Briefe bei dem Schulfranzösisch, das ich schrieb, und den rudimentären Kenntnissen, die mein Freund in dieser Sprache besaß, kaum Gelegenheit boten, uns näher kennenzulernen. Es waren eben Liebesbriefe.

Als mein Vater sah, daß es mir mit meinen Heiratsabsichten ernst war, bestand er darauf, den jungen Mann persönlich kennenzulernen. Wie ich es erwartet hatte, machte er auf meinen Vater einen günstigen Eindruck. Da mein Vater jahrelang in Geschäften in Italien tätig war und geläufig Italienisch sprach, unterhielt er sich mit meinem Freund gut; aber ich merkte heraus, daß er nach wie vor zweifelte, ob wir zusammenpaßten. Er sagte mir das in Anwesenheit meines Freundes, höflich, aber deutlich.

Kurz darauf, ebenfalls auf die Anregung meines Vaters, besuchte ich die Familie meines Freundes in Italien. Ich wurde liebenswürdig zurückhaltend aufgenommen. Die Unterhaltung konnte beiderseits nur in Französisch erfolgen.

In dieser Umgebung schien mir mein Freund zum erstenmal etwas fremd, und sicher auch ich ihm. Aber das brachte uns nicht etwa zur Einsicht, daß es notwendig sei, uns doch noch etwas näher kennenzulernen. Nein, gerade weil wir unsere Liebe bedroht fühlten, entschlossen wir uns erst recht, bald zu heiraten.

Nach der Heirat, die bei uns zu Hause erfolgte, zog ich an den Wohnort meines Man-

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

S isch Hans was Hairi

Neben den einzelnen Wörtern, den richtigen Formen, der besonderen Satzfügung sind es auch die stehenden Redensarten und Wendungen, die der Mundart ihr besonderes Gepräge verleihen. Nachfolgend ein paar Proben aus der reichen Fülle:

Baseldeutsch	Schriftdeutsch
<i>me sait em der Blätzli-bajaß</i>	man nennt ihn den...
<i>i haa epper aadroffe</i>	ich bin jemand begegnet
<i>epperem uff der Seel (umme) gneije (knien)</i>	jemand plagen, bis er etwas sagt oder tut
<i>epperem uff der Guige hogge</i>	jemand (als Gast) zur Last fallen
<i>s isch ai Due</i>	es kommt auf dasselbe heraus
<i>i kei mi nit drum</i>	ich kümmere mich nicht drum
<i>s isch Hans was Hairi</i>	es kommt auf dasselbe heraus
<i>gang mer ewägg!</i>	brauch keine faulen Ausreden! (und ähnlich)
<i>absitze, sitze</i>	sich setzen
<i>abliige, lüge</i>	sich (hin)legen
<i>s isch em gschmuech worde</i>	es wurde ihm schlecht, schwindlig, leer im Magen
<i>ungässe</i>	ohne gegessen zu haben
<i>aim d Kuttle butze</i>	jemand gehörig die Meinung sagen
<i>si isch nit suuber über em Nierstigg</i>	es ist ihr nicht zu trauen
<i>Schiff und Gschüür</i>	die ganze bewegliche Habe
<i>das goot ins guet Duech</i>	das kommt sehr (zu) teuer
<i>(Guttuch ist eine bessere, gute Sorte Stoff)</i>	
<i>z Kopfede, z Fueßede</i>	am Kopfende, am Fußende (des Bettes)
<i>e gschlaageni Stund</i>	eine volle Stunde
<i>si händ e guete Läbtig</i>	sie leben gut, sorgenfrei

Zusammengestellt von Rudolf Suter

Foto: C. Lang

Zeichnendes Licht

nes nach Italien. Heute sind es 17 Jahre her, daß wir getrennt voneinander leben, und 15 Jahre, seit wir geschieden sind.

Es wäre zu weitläufig und qualvoll, zu schildern, woran eigentlich unsere Ehe gescheitert ist. Mein Mann kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden; es liegt aber auch nicht nur an meinem Versagen. Eigentlich glaube ich auch nicht, daß wir auseinanderkamen, weil mein Mann Ausländer war; der Grundfehler lag darin, daß, als wir uns kennenlernten, sich jeder im Wesen des andern täuschte. Hätten wir die Sprache, in der wir uns unterhielten, genügend beherrscht, um wirklich unsere Ansichten und Neigungen ausdrücken zu können, dann wäre uns trotz unserer Verliebtheit die Unvereinbarkeit unserer Charaktere wohl früh genug bewußt geworden.

Es ist schwer, nicht zu wissen, wohin man gehört

Gewiß kann auch eine Ehe mit einem Ausländer glücklich verlaufen. Die inneren Klippen sind die gleichen wie bei der Heirat mit einem Landsmann. Aber die Ehe mit einem Ausländer birgt, vor allem auch in Kriegszeiten, besondere Schwierigkeiten, an der auch glückliche Ehen scheitern können.

Ich lebte während des letzten Krieges in Java. Eine Schweizerin, die mit einem Holländer verheiratet war, erklärte mir nach der plötzlichen Gefangennahme ihres Mannes durch die Japaner, sie werde, sobald die Japaner den Befehl hierzu erteilten, sofort ins Konzentrationslager gehen. «Mein Mann würde es mir nie vergeben, wenn ich jetzt nicht auch das Los seiner Landsleute teilen würde! Übrigens muß meine Schwiegermutter jemanden haben, der für sie im Lager sorgt.»

Dieser Fall war einfach; denn die Frau hatte keine Kinder.

Eine andere mit einem Holländer verheiratete Schweizerin brachte die gleiche Lage in helle Verzweiflung. Als Frau fühlte sie genau wie die erste, aber als Mutter konnte sie sich zu diesem Schritt nicht entschließen. Sie versuchte alles, um nur ja nicht die Kinder dem schrecklichen Los hinter Stacheldraht auszuliefern, was ihr auch durch die Bemühungen des Schweizer Konsulates schließlich gelang. Aber schwere Zweifel quälten die Frau, ob sie damit, als sie allein am Steuer ihres Eheschiffleins stand, den richtigen Kurs gewählt habe.

Einige Schweizer meinten, es sei selbstver-

ständlich, daß sie alles aufbiete, um mit ihren Kindern draußen bleiben zu können. Andere wieder fanden, sie sei jetzt Holländerin und sollte das Los aller Holländerinnen teilen.

Eine dritte mit einem Holländer verheiratete Schweizerin löste den Konflikt noch anders. Sie bat das Schweizer Konsulat, ihre zwei Kinder zu schützen, sie selber ging allein mit den holländischen Frauen ins Konzentrationslager. Sie glaubte diese Lösung ihrem Manne schuldig zu sein. Aber jede Mutter wird ermessen, wie schwer die Entscheidung war.

Tragisch gestaltete sich das Los einer vierten Schweizerin, die zweimal mit einem Ausländer verheiratet war. Ihre erste Ehe mit einem Holländer scheiterte nicht an der Nationalität des Mannes, sondern an dessen Charakter. Als die Ehe nach einem Jahr geschieden wurde, blieb die Frau mit ihrem Bébé in Java zurück. Später heiratete sie einen Deutschen und war überaus glücklich. Ihr Töchterchen aus erster Ehe liebte ihren Stiefvater über alles. Nichts hätte diese Ehe mit einem Ausländer trüben können, wenn, ja, wenn eben nicht am 10. Juni 1940 die Deutschen in Holland eingefallen wären. Sofort wurde der Mann von den Holländern interniert. Die Frau verließ ihr Heim, um mit dem Töchterchen ins Konzentrationslager zu gehen. Zu ihrem Entsetzen durfte sie aber das Kind nicht ins Lager nehmen; denn dieses war von Gesetzes wegen Holländerin. Es wurde bei einer holländischen Familie untergebracht. Die Mutter übertrug ihr persönliches Vermögen auf den Namen des Töchterchens, damit die Pflegeeltern Geld zur Verfügung hätten.

Im März 1942 wendete sich das Blatt. Die Japaner marschierten ein, befreiten die Deutschen und setzten die Holländer gefangen. Frau und Tochter wurden vorläufig wieder vereint; aber der Vater war während der Gefangenschaft nach Britisch-Indien abtransportiert worden.

Unglücklicherweise fanden die Japaner heraus, daß die Tochter eigentlich Holländerin sei und demnach hinter Stacheldraht gehörte, und in panischem Schrecken lief die Mutter zum Schweizer Konsulat, dem es gelang, die Japaner zu überreden, der Mutter das Kind zu lassen. Es tauchten jedoch neue Schwierigkeiten auf. Von dem Geld, das die Mutter auf das Töchterchen überschrieben hatte, durfte sie nichts abheben; denn holländische Gut-

haben waren gesperrt. Vom deutschen Konsulat erhielt sie nichts, weil sie kein Hakenkreuz trug. Vom schweizerischen Konsulat bekam sie keine Unterstützung, weil sie durch ihre Heirat Deutsche geworden war.

Als im Jahre 1945 die Japaner kapitulierten, wurden von den Holländern wieder alle Deutschen interniert. Ein englischer Pilot wollte der Frau mit Tochter dieses Schicksal

ersparen und half den beiden zur Flucht nach Singapore. Sie wurden aber, da ihre Papiere nicht in Ordnung waren, von den englischen Behörden nach Java zurückgeschickt. Zu diesem Zeitpunkt verlor ich die Spur der beiden. Diese Frau hat mir einmal gesagt: «Eines ist sicher: Ich muß später dafür sorgen, daß meine Tochter einen Holländer heiratet, damit sie dann weiß, wo sie hingehört.»

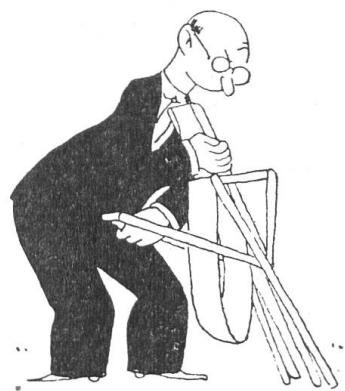
Der kleine Familienfilm



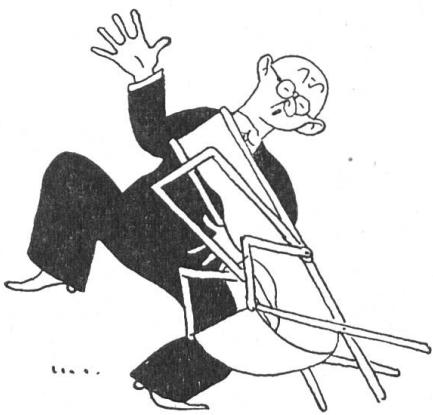
Zeigt Frau neuen Liegestuhl, den er für Garten gekauft hat.



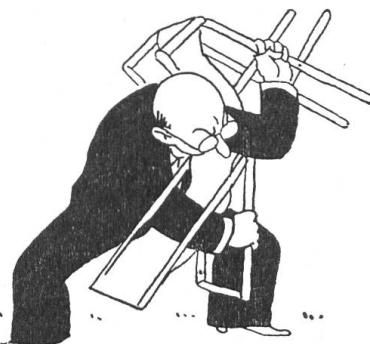
Demonstriert, wie bequem er zu handhaben ist. Kinderleicht, ihn zusammenzulegen, wenn es regnet oder dunkel wird.



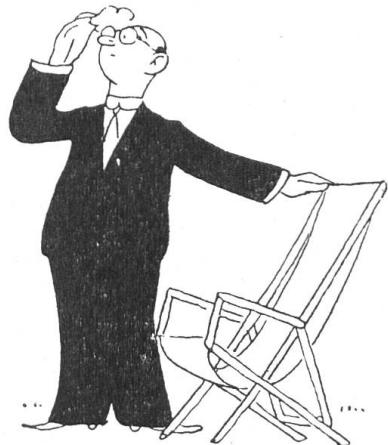
Ganz so einfach ist es natürlich nicht. Es braucht etwas Übung.



Plötzlich klappt Stuhl auf der falschen Seite zusammen. Klemmt ihm den Finger ein.



Kommt ins Schnaufen. Frau wird es langweilig zuzusehen und begibt sich ins Haus zurück.



Zehn Minuten später ruft er, er habe ihn jetzt aufgestellt, und es sei besser, man lasse ihn für immer dort. Regen werde ihm nicht schaden.

Die Ehe ist eine Gletschermühle

Am 7. Oktober 1926 heiratete ich in Mailand eine Italienerin. Bei unserer Heirat war ich 24 und meine Frau 29 Jahre alt. Ich war damals Generalvertreter und sie Musiklehrerin. Meine Frau stammt väterlicher- und mütterlicherseits aus oberitalienischem Landadel. In Italien wird auf höfliche Umgangsformen im allgemeinen mehr Wert gelegt als bei uns. Im Elternhaus meiner Frau waren die Lebensformen noch verfeinerter.

Ich stamme auch nicht von schlechtern Eltern; sie gehörten zum guten schweizerischen Mittelstand. Sie hatten beide einen praktischen Sinn und guten Verstand. Meine Mutter war eine gottbegnadete Erzieherin mit viel Herzenstakt.

Während unserer Ehe waren wir in Italien, der Schweiz, in Argentinien und nun wieder hier. Ich war nicht immer mit irdischen Gütern gesegnet, und besonders im argentinischen Urwald gab es weder fließendes Wasser noch Waschküche. Unter denkbar primitiven Verhältnissen mußte gewirtschaftet werden; keine Schule, Arzt oder Kirche im Umkreis von 300 km. Die Kinder wurden von meiner Frau und mir unterrichtet. Aber all diese Jahre habe ich nie einen Vorwurf oder eine Klage von ihr gehört. Sie fand sich rasch in den ungewöhnlichsten Situationen zurecht.

Ihr Familiensinn geht bis zur Selbstaufopferung. So konnte es mit der Erziehung und Ausbildung unserer drei Kinder nicht fehlgehen. Alle sind nun zu weltoffenen Erwachsenen herangereift, die ihren eigenen Weg in guten Positionen gefunden haben.

Wenn wir auch nicht immer einer Meinung waren — denn ich bin wahrlich kein Engel —, so halten wir, wie immer, fest zusammen.

Wenn zwei aus verschiedenen Nationen und Kulturkreisen heiraten, so spielt meiner Ansicht nach dies gar keine so große Rolle, so lange sie beide gewillt sind, den gemeinsamen Weg zu machen. Viel wichtiger ist wohl, daß sie aus ähnlichem Milieu stammen, die Interessengebiete, wie die Musik, Kunst, Literatur usw., einigermaßen die gleichen sind und eine ehrliche, dauerhafte tiefere Zuneigung vorhanden ist.

Die Ehe ist gewissermaßen eine Gletschermühle. Jeder Partner nimmt vom andern Ansichten und sogar etwas vom Charakter an und beeinflußt seinerseits den andern Partner. So habe ich wohl durch meine Frau etwas

von italienischer Denkart übernommen, und es gereicht mir wohl nicht zum Schaden.

Aus unserer Ehe haben die Kinder viel Nutzen gezogen. Sie haben Reisen nach Italien gemacht, sind mit dem Land, das die meisten Genies hervorgebracht hat, in Kontakt gekommen und haben von ihrer Mutter die «Gentilezza» übernommen. Daß sie alle Italienisch so gut wie Deutsch sprechen, haben sie auch ihr zu verdanken. Das ausgesprochene Interesse für Musik, Malerei, Bildhauerei ist vorwiegend ihrem Einfluß zuzuschreiben.

Wenn ich heute nochmals eine Frau wählen müßte, würde ich sie, ohne mich einen Moment zu besinnen, wieder heiraten — vorausgesetzt, daß sie mich noch nähme.

Schlußwort

Es war kaum zu vermeiden, daß die Beiträge auf diese Rundfrage ein etwas einseitig günstiges Bild ergeben. Das liegt nicht an der Fragestellung. Aber es braucht viel Überwindung, um sich selber einzustehen, in der so lebenswichtigen Entscheidung über den Ehegatten geirrt zu haben. Noch schwerer fällt es, einen solchen Fehlentscheid Außenstehenden zuzugeben. Es ist kein Zufall, daß die ablehnenden Beurteilungen vom Heiraten mit Ausländern, mit einer Ausnahme, nicht von den Betroffenen selbst herühren.

Die häufigste Irrtumsquelle bei der Wahl eines Ehegatten, ob Schweizer oder Ausländer, besteht in der Schwierigkeit junger verliebter Menschen, den Partner in seinem Wesen richtig einzuschätzen. Selbstverständlich fällt diese um so schwerer ins Gewicht, je fremder in Sprache, Lebensauffassung, Lebensgewohnheiten und dem gesellschaftlichen Aufbau die Umwelt ist, aus der die beiden Menschen stammen. Aber auch Ehen von Partnern aus ganz andersartigen Kulturkreisen können sehr glücklich sein, wie einige unserer Beiträge zeigen. Unerlässliche Voraussetzung dafür ist allerdings, daß bei diesen Ehen Mann und Frau mehr als ein Mittelmaß an Duldsamkeit besitzen. Sie müssen fähig sein, den andern in seiner Andersartigkeit zu lieben, ohne sich selbst aufzugeben oder den Ehepartner zur Selbstaufgabe zu zwingen.